

Jahre alter Schwarzer sprintete. Niemand machte Anstalten, den Jungen zu verfolgen.

Und nach ein paar Minuten fanden auch die Gäste des japanischen Restaurants Take-Zushi an New Yorks Avenue of the Americas, Ecke 45. Straße, die wegen des Schreikrampfes erschreckt ihre Stäbchen hatten fallen lassen, wieder zu ihrem Essen: Der Raub goldener Halsketten war ihnen bereits vertraut.

Allein in den U-Bahnen der Stadt wurden in den ersten acht Monaten dieses Jahres mehr als 2000 „chain-robberies“ (Kettenraube) begangen, in den letzten Septembertagen hatte sich die Tagesrate nach Angaben der Polizei sogar auf „70 bis 80 Ketten-Zwischenfälle“ gesteigert.

alte Coleen Wall aus Maryland wurde in Manhattans Theaterdistrikt erstochen, als sie sich gegen den Überfall wehrte. Und die 32 Jahre alte Dora Papapanagiotou wurde gar zu Tode geschleift: Zwei Männer hatten sie aus dem Auto heraus nach dem Weg gefragt. Als sie ihnen Auskunft geben wollte und sich zum Wagenfenster hinunterbeugte, griff einer nach der Kette, der Wagen raste los.

Die Kette hielt. Zwei Blocks weiter war die Frau tot.

Fast immer aber geht die Sache glatt für den Räuber. Der Kettenraub, fand die „New York Times“, sei „ein leicht auszuführendes Verbrechen und verlangt vom Täter nicht viel“. Kaum ein Opfer verfolgt den Angreifer, die Flucht fällt zumeist leicht, weil kein

Goldketten in etliche Geschäfte, verwarnte verdächtige Händler und nahm eine Reihe von Hehlern fest.

Seit Oktober ist überdies eine Ketten-Sondereinheit in ständigem U-Bahn-Einsatz. Polizistinnen in Zivil fahren, geschmückt mit dicken Goldketten, als Lockvögel auf den besonders gefährdeten Strecken. Jeweils drei ebenfalls getarnte Beamte halten sich diskret im Hintergrund, um im passenden Augenblick zuzuschlagen.

„Von einem Tag zum anderen ist die Zahl der Zwischenfälle um 80 Prozent zurückgegangen“, freute sich ein Polizeisprecher am zweiten Tag der Aktion.

„Wir wollen diese Verbrechen stoppen, bevor das kalte Wetter sie stoppt, damit sie nicht wie Blumenzwiebeln im nächsten Frühjahr wieder aufgehen“, hat sich New Yorks Polizeichef Robert J. McGuire vorgenommen. Seine Beamtinnen freilich haben es nicht so eilig. „Viele jüngere Kolleginnen“, weiß ein McGuire-Untergebener, „gehen sehr, sehr ungern und nur zögernd auf ihre Lockvogelpatrouille. Sie haben wohl Angst.“



Zivilstreife in der New Yorker U-Bahn: Sondereinsatz gegen Ketten-Greifer

Ob auf der Straße oder im Dunkel der U-Bahn, der Ablauf des Geschehens ist stets der gleiche. Hat der Räuber eine Frau ausgemacht, die eine echt golden aussehende Kette trägt, nähert er sich ihr möglichst unauffällig. Im geeigneten Moment — etwa kurz vor Abfahrt des U-Bahn-Zuges — grapscht er die Kette, reißt sie mit jähem Ruck vom Hals und rennt davon.

Gelegentlich allerdings geht die Sache schief, und dann wird es blutig. Die Frau vor dem Japan-Restaurant etwa trug eine Goldimitation, die von einer Perlonschnur zusammengehalten war. Und als der Dieb an der Kette zerrte, schnitt die zerreißfeste Schnur tief in den Nacken der Frau ein. Die Wunde blutete so stark, daß die Frau ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte.

Zweimal endeten Kettenraub-Zwischenfälle sogar tödlich. Die 21 Jahre

Passant oder U-Bahn-Benutzer so schnell begreift, worum es geht. Und weil die Opfer selten verletzt werden, kommen die wenigen Gefaßten fast immer mit geringen Strafen davon. Sechs Jahre Haft, die ein New Yorker Richter kürzlich über einen Ketten-Greifer aussprach, waren das bisher höchste Strafmaß.

Auch der Verkauf des geraubten Schmuckes macht zumeist keinerlei Schwierigkeiten. Dutzende von Hehlern stehen allzeit bereit, die Ketten zu einem Bruchteil ihres Goldwertes zu kaufen. Manche Läden werben sogar offen um Diebesgut. „Wir kaufen Gold, und wir stellen keine Fragen“, schrieb ein Ladeninhaber in Manhattan ungeniert auf ein Plakat, das er in sein Schaufenster klebte.

Diese Einladung freilich schien der Polizei denn doch zu frech. Sie schickte Beamte in Zivil mit zerrissenen

US-WIRTSCHAFT

Radikale Ratschläge

Der Wirtschaftsprofessor Milton Friedman gilt als ökonomisch-ideologischer Übervater der neuen US-Regierung. Bislang war er mit seinen erliberalen Rezepten wenig erfolgreich.

Auf dem Bildschirm erscheint der Professor vor stets wechselnder Kulisse. Mal steht er in einer der kleinen New Yorker Textilfabriken, in denen illegale Einwanderer ausgebeutet werden, mal schlendert und plaudert er an den Kais von Hongkong.

Im schottischen Glasgow läßt er sich in dem Lehrsaal filmen, in dem vor knapp 200 Jahren der Urvater moderner Nationalökonomie, Adam Smith, dozierte. Und auch an den Spieltischen von Las Vegas hat er etwas zu sagen. Milton Friedman, 68 Jahre alt, gerade 1,55 Meter groß, kahlköpfig und bebrillt, ist nie um Worte verlegen, wenn es um die heilende, reinigende, die alles vermögende Kraft des Marktes geht.

In zehn jeweils eine Stunde dauernden Fernseh-Vorlesungen machte der Ökonomie-Nobelpreisträger des Jahres 1976 die amerikanischen Wähler des Jahres 1980 mit seinen Ideen vertraut.

Die New Yorker Hemdenfabriken — Friedmans Mutter arbeitet einst in einer dieser Ausbeuterklitschen — und Hongkong, Adam Smith und Las Vegas, all diese für rund fünf Millionen Mark gefilmten TV-Szenen sollen Friedmans Haupt- und Lebensthese belegen, daß Einflüsse des Staates verderblich und lähmend, die freie Kon-

kurrenz dagegen fruchtbar und spring-
legendig sei.

Die Amerikaner mögen die Lektionen offenbar. Ein Friedman-Vortrag mit anschließender Diskussion ist kaum unter 15 000 Mark zu haben. Nur der geschäftige Henry Kissinger kann noch etwas mehr herausholen. Auch als Buchautor ist Friedman in derselben Liga wie Kissinger. Seit mehr als 40 Wochen steht das zur TV-Serie passende Werk „Free to Choose“, das er gemeinsam mit seiner Ehefrau und Fachkollegin Rose schrieb, auf der US-Bestsellerliste*.

Ebenso eindrucksvoll wie Friedmans Erfolg beim breiten Publikum sind Namen und Stellung seiner prominenten Freunde und Bewunderer. Einer übertrifft sie alle: Ronald Reagan, 69, 1,80 Meter groß und designierter Präsident der Vereinigten Staaten.

„Ein großartiges Buch“, schrieb Reagan in den Klappentext von „Free to Choose“, „das die Probleme Amerikas beredt analysiert und einfallsreiche Änderungsvorschläge macht. Eine Pflichtlektüre für alle — vom Präsidenten bis zum Bürger —, die sich um die Zukunft Amerikas Sorgen machen.“

Nach Reagans Wahlsieg gilt das Wort von der Pflichtlektüre erst recht: Spätestens am 4. November ist Milton Friedman zu einem der einflussreichsten Männer Amerikas aufgestiegen.

Zwar wird der emeritierte Professor kaum sein Haus in den Hügeln von Vermont gegen ein Washingtoner Domizil eintauschen, zwar wird er seine lukrativen Vortragsreisen kaum zugunsten eines Regierungsamtes aufgeben: Auch als Ratgeber des erzkonservativen Präsidentschaftskandidaten von 1964, Barry Goldwater, und des späteren Watergate-Präsidenten Richard Nixon hatte Friedman stets auf seine persönliche Unabhängigkeit geachtet.

Doch als ökonomisch-ideologischer Übervater der neuen Administration ist der Professor unumstritten: Keiner der Wirtschaftsberater Reagans leugnet, von Friedman tief beeindruckt zu sein.

Fast alle Wahlversprechen, die Reagan die Wahl gewinnen halfen, könnten von Friedman formuliert sein. Seit mehr als 20 Jahren predigt der Ökonom, daß die Aktivitäten des Staates vermindert werden müßten:

- ▷ Gesetzliche Vorschriften selbst für so wichtige Bereiche wie den Umweltschutz sollten zugunsten marktwirtschaftlicher Spielregeln aufgegeben werden.
- ▷ Die Einkommensteuer-Progression sollte gestrichen, der höchste Steuersatz von derzeit 70 auf 25 Prozent gesenkt werden.
- ▷ Die Regierung sollte sich jeder Konkurststeuerung enthalten und die

Wirtschaft dem freien Spiel des Marktes überlassen.

- ▷ Der Staat sei gehalten, seinen Haushalt auszugleichen und die Geldmenge jährlich um nur vier Prozent wachsen zu lassen.

Würden diese Regeln befolgt, dann wäre, schrieb Friedman kurz vor der Wahl Reagans, „der Weg zu einer Wiedergeburt von Freiheit und Wohlstand“ freigeschlagen.

Große Worte: Doch viele National-ökonomien lehnen Friedmans Thesen kategorisch ab. Professor James Tobin von der Yale-Universität und Harvard-Professor John K. Galbraith werfen dem Kollegen vor, er übersehe, daß in vielen wichtigen Märkten Monopole oder andere Konkurrenz-Verhinderer längst

Auch in Chile forderte Friedmans Kur beträchtliche Opfer. Zwar ist im Land des Diktators Augusto Pinochet die Inflationsrate gesunken. Doch auch in Südamerika hat die Austeritätspolitik der Friedman-Anhänger dafür gesorgt, daß jahrelang die Arbeitslosenquote über 13 Prozent lag.

Aber was schert das schon Ronald Reagans ökonomischen Ziehvater? Als Milton Friedman von einer Reise durch China zurückkam, berichtete er freudestrahlend, auch die Kommunisten würden sich allmählich für seine Lehren und Leitsätze interessieren. Der von ihm vertretene „Monetarismus“ — die Lehre, wonach die Notenbanken das Geldangebot nur im Wachstumsrhythmus der Wirtschaft ausweiten sollten — finde sogar in der Volksrepublik China immer mehr Anhänger.



Reagan-Ratgeber Friedman: „Wiedergeburt von Freiheit und Wohlstand“

den Wettbewerb entwertet hätten (siehe Kasten Seite 203).

Die Umweltverschmutzung, so Tobin, könnte durch die von Friedman empfohlenen freiwilligen Absprachen nicht wirksam bekämpft werden. Vor allem aber sei Friedmans Formel nicht durch eine „überzeugende theoretische Begründung“ belegt.

Gewichtiger als diese akademischen Einwände sind wohl die bitteren Erfahrungen, die Briten und Chilenen mit den Lehren des amerikanischen Wunderökonomen machten und machen. Beide Länder haben ihre Wirtschaftspolitik auf Friedmans Dogmen gegründet. Und in beiden Ländern zeigt sich, daß Friedmans Weg nicht zwangsläufig zu Freiheit und Wohlstand führt.

„Es ist Zeit, das Experiment zu beenden“, forderte Ende Oktober der britische „Guardian“. „Die Inflationsrate ist zwar gefallen. Aber um welch schrecklichen Preis von Arbeitslosigkeit und Produktionsausfall.“

Ausführlich zitierte der Professor den Peking Zentralbank-Präsidenten Li Baohua: „Ein Überfluß von Papiergeld“, so habe Li gesagt, „bringt eine Entwicklung in die Preise, die den Interessen des Volkes entgegengesetzt ist.“ Zufrieden meinte der Professor: „Besser hätte ich selbst das nicht sagen können.“

Ein wenig unheimlich scheint der wortgewaltige Professor inzwischen allerdings selbst überzeugten Marktwirtschaftlern zu werden. „Will Reagan be thatcherized?“ (Wird Reagan thatcherisiert?), fragte vorletzten Dienstag das „Wall Street Journal“. „Die Antwort ist, glücklicherweise, daß die Aussichten dafür ziemlich gering sind“, fuhr das Blatt fort. Reagan und seine einflussreichsten Wirtschaftsberater George Shultz, William Simon und Alan Greenspan ließen sich zwar von dem „theoretischen Licht Friedmans leiten“. Doch am Ende seien sie zu erfahrene Politiker, um die radikalen Ratschläge des Professors zu befolgen.

* Milton und Rose Friedman: „Chancen, die ich meine“. Ullstein Verlag, Berlin; 224 Seiten; 30 Mark.